

Leseprobe

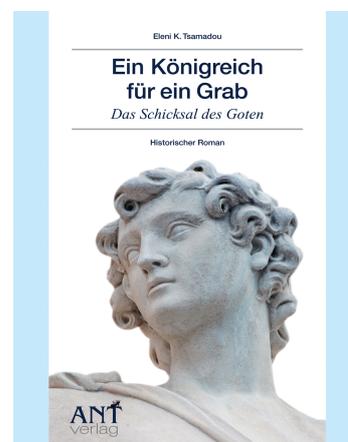
Ein Königreich für ein Grab

Das Schicksal des Goten

Roman von Eleni K. Tsamadou

ISBN: 978 3 9810983 5 8

€uro 18,90 Seiten 440



Auf dem Peloponnes, dem Epirus, in Rom und am Hof von Ravenna, in den unruhigen Zeiten der Spätantike und dem Beginn der Völkerwanderungen, breitet sich vor uns eine Liebesgeschichte voll dunkler Machenschaften, Intrigen, Verrates und Schicksalsschlägen aus.

Zwei Menschen, deren Herkunft und Bestimmung nicht unterschiedlicher sein können. Und doch vereinen sie ihr Schicksal. Er ist Alarich, König der Goten, der nach einem Land sucht, um sich mit seinem Volk endlich niederzulassen. In seinen Händen trägt er das Flammenschwert des Rächers. Sein Ziel ist es, die alten Götter in Griechenland und Rom auszulöschen, die bereits unaufhaltsam sterben. Sie ist Griechin, eine der letzten eines heroischen Geschlechts. Als Priesterin des Lebens dient sie Artemis, der Göttin der Jagd.

Prophezeiungen und Visionen bestimmen ihr Schicksal, und durch Blut und Schmerz lenken sie ihr Leben dem Morgenrot entgegen... das im Westen aufgeht.

Eine Geschichte voller Liebe und Spannung, die den Leser in weit entfernte Länder und Epochen entführt, und auf elegante und äußerst ausdrucksvolle Weise eine der ergreifendsten, aber weniger bekannten Epochen der Geschichte beleuchtet. Die der Spätantike.

Ein historischer Roman der Extraklasse!

Die Priesterin

Die Christen waren wieder vor dem Tempel der Göttin aufmarschiert. Sie waren vom Kloster, welches vor den Toren der Stadtmauern auf dem Gipfel des Berges und nahe dem Zeustempel lag, herübergekommen. Es war nicht das erste Mal, dass sie kamen. Diesmal aber waren sie angriffslustiger als sonst. Jetzt waren sie mehr, hatten sich organisiert. Sie füllten den Platz zwischen dem Asklepieion und dem Artemistempel, hielten Stöcke in den Händen und riefen schlimme Worte: „Gottlose, Huren! Werkzeuge des Satans!“ Allen voran ihr Anführer, ein schwarz gekleideter Mönch, der den Ton angab. Mit rot unterlaufenen Augen und fester Stimme hielt er die Meute an, die Höhle des Satans niederzubrennen.

„Es kann nicht sein, dass neben dem Haus des Herrn der Bazillus der Ethniker wohnt.“

Ich fühlte, wie sein Hass mich wie eine Flamme umschlang.

„Brecht die Türen auf! Zertrümmert die Bildnisse ihrer falschen Götzen! Verbrennt sie alle!“, schrie der Pöbel.

Als wir sie kommen sahen, sperrten wir uns im Tempel ein. Die Hohepriesterin befahl uns, die großen Tore zu verbarrikadieren. Die jüngeren Mädchen weinten. Wir älteren versuchten, gefasst zu wirken. Wir mussten mit gutem Beispiel vorangehen. Die Göttin würde uns beschützen. Unsere Herzen zitterten aber vor Angst – eine Angst, die aus dem Hass geboren wird, der sich gegen einen richtet.

Ich hielt die kleine Merope an der Hand. Den Blick auf einen kleinen Spalt des hölzernen Türflügels gerichtet, beobachtete ich ängstlich ein paar Christen, die Holz sammelten und es um den Tempel schichteten. „Sie wollen uns bei lebendigem Leibe verbrennen!“, hörte ich Pleistarchia rufen, die Stimme vor Panik zitternd. Pleistarchia war meine Freundin und im gleichen Alter wie ich. Unsere Eltern hatten uns zusammen hierher gebracht, um der Göttin Artemis zu dienen.

„Die Göttin wird es niemals zulassen, dass man ihren Tempel niederbrennt! Versündige dich nicht mein Kind!“, maßregelte die Hohepriesterin Aristonome, Pleistarchia.

Ich sah einen Mönch, der auf dem Altar der Göttin herumsprang, seine Kutte hochhob und urinierte. Welch ein Frevel! Wie konnte es sein, dass die Göttin nicht im gleichen Moment einen Pfeil auf ihn herabstieß? Ein paar Mutigere schlugen mit ihren Stöcken gegen die Türen, während andere von der Ferne her riefen: „Macht auf, Werkzeuge des Teufels!“

Das Feuer hatte begonnen, sich auszubreiten. Von allen Seiten drang Rauch ein. Die Sklaven stopften nasse Tücher in die Ritzen, um dem Rauch Einhalt zu gebieten. Es sah bereits ausweglos aus, als man in

der Ferne das Getrampel von Pferdehufen hörte. Kurz darauf erkannte ich eine Gruppe von Soldaten, die sich näherte. Endlich! Der Statthalter überließ uns nicht ohne Weiteres der Gnade der Christen.

Obwohl der Zutritt zu unseren Tempeln und die öffentliche Durchführung von Zeremonien verboten waren, wurde dieses Gesetz nicht immer mit der gleichen Härte geahndet. Hier in meiner Heimat Messene wurden sogar unsere Zeremonien geduldet. Vielleicht weil wir keine wirkliche Bedrohung des offiziellen Glaubens waren. Es waren nicht mehr viele, die noch den Glauben unserer Väter praktizierten, und die Priesterinnen im Artemistempel wurden immer weniger – die Hohepriesterin Aristonome, Pleistarchia, ich, die kleine Merope und noch zwei Mädchen. Die Menschen hatten Angst, in den Tempel zu kommen und der Göttin die Ehre zu erweisen. Es kamen immer weniger. Die Christen waren eine ständige Bedrohung für uns, die Heiden, wie sie uns Ethniker nannten. Der Statthalter aber wollte keine Unruhen in seiner Stadt, und deshalb entsandte er seine Soldaten.

Der Anführer hob die Hand und mit lauter Stimme befahl er der Menge, sich zu entfernen. Sie verstummten. Ich sah, wie die Soldaten in Position gingen und ihre Bogen spannten. Nach einem ersten Überraschungsmoment fing der Pöbel wieder an, sich in Bewegung zu setzen. Der Mönch fing an zu brüllen: „Hört nicht auf sie. Hört nur auf Gott. Gott will die Tempel dieser Götzenanbeter nicht. Er will ihre blutigen Opfergaben nicht. Brennt sie nieder!“

„Mönch, was redest du da? Dienst du auf diese Weise deinen Gott? Den, der seinen Sohn auf die Erde geschickt hat, um Nächstenliebe zu lehren und seinen Feinden zu vergeben!“ Der Anführer der Soldaten sprach mit kühler Stimme zum Mönch – der Stimme eines Menschen, der es gewohnt war, Befehle zu erteilen. Vor allem aber, dass die anderen gehorchten. Der Mönch hielt inne. „Geht jetzt! Verteilt euch ruhig!“, befahl er weiter. Die Soldaten blieben unbewegt stehen, die Bögen immer noch im Anschlag.

Ganz langsam, wie das Meer, das sich nach einem Sturm beruhigt, legte sich die Unruhe in der Menge. Erst ein paar, und dann immer mehr, fingen an, sich zu entfernen. Der Mönch traute sich nicht mehr, auch nur ein Wort zu sagen. Seine Wut hatte sich verflüchtigt. Sie gingen.

Der Hohepriesterin folgend, gingen wir auf den Vorplatz des Tempels hinaus.

„Mein Herr, die Göttin Artemis wird dich für deinen Mut, ihren Tempel und ihre Dienerinnen vor der Entweihung und Entehrung zu schützen, belohnen. Du sollst gesegnet sein!“

„Ich danke Ihnen, ehrwürdige Aristonome. Ihr könnt jetzt ganz beruhigt sein. Vorfälle wie der heutige werden sich nicht mehr wiederholen.“

Der Truppenführer erinnerte mich an jemanden. Etwas an seiner Körperhaltung, das der Hermesstatue im Gymnasium ähnelte, kam mir irgendwie bekannt vor.

„Ich kenne den Truppenführer“, flüsterte Pleistarchia neben mir. „Es ist Aristophron, der Sohn des Claudius Saithides, welcher einer bedeutenden Familie entstammt. Wie hübsch er doch ist!“

Ich blickte sie streng an. „Priesterinnen der Artemis dürfen keine Männer ansehen, geschweige denn, sie bewundern“, rief ich ihr ins Gedächtnis und versuchte, sie wieder zu disziplinieren.

„Weshalb? Was ist denn so schlimm daran, ihn anzusehen und ihn zu bewundern? Außerdem, in einem Jahr endet unser Dienst hier. Und dann, dann sind wir frei und können uns ansehen, wen wir wollen... Wir können sogar heiraten!“

„Bis dahin aber haben wir die Pflicht der Jungfräulichkeit und der Reinheit zu erfüllen.“

„Meine Eltern haben bereits meine Statue bestellt, um sie hier im Tempel aufzustellen, wenn meine Zeit hier um ist. Und deine?“, fragte sie gleich im Anschluss, um das Thema zu wechseln.

So war Pleistarchia. Sie dachte nicht sonderlich viel nach, ließ ihre Gedanken von Thema zu Thema flattern. Vor nicht einmal einer Stunde hatte sie noch Angst, die Christen würden uns verbrennen, und jetzt sprach sie von Statuen und stattlichen Männern. Ich zuckte mit den Schultern. Es war nicht der richtige Zeitpunkt für solche Diskussionen. Wir hatten sehr viel Arbeit vor uns, mussten den Altar der Göttin von der Entweihung des Mönches reinigen.

Ich sah zum ersten Mal nach Jahren Aristophron wieder. Er war mir nicht unbekannt, er war mein Nachbar gewesen. Er musste fünf oder sechs Jahre älter sein als ich, ein Freund meines Bruders Theon. Sein Haus lag unserem genau gegenüber. Es war ein sehr großes Haus, wie es sich für den hohen Stand seiner Familie gehörte. Unseres war nicht so groß, obwohl meine Familie älter und ruhmreicher als seine war. Mein Vater erzählte immer, dass wir vom gleichen Geschlecht abstammten wie Aristophron. Ich war sehr stolz darauf, konnte nicht genug Geschichten von meiner Amme hören.

Bevor meine Eltern mich in den Tempel der Göttin Artemis brachten, um ihr zu dienen, wie es auch meine Mutter getan hatte, und vor ihr alle Mädchen meiner Familie, hatte ich Aristophron einige Male gesehen. Es hatte sich ergeben, ihn zu treffen, als ich im Hof ihres Hauses mit seiner Schwester Arsinoe spielte. Ich sah ihn ab und an vorbeigehen, immer ernst und äußerst abweisend. Mein kindliches Herz bewunderte ihn, er erinnerte mich an die Statuen der jungen Athleten im Stadion. Arsinoe lief immer zu ihm hin und

nahm seine Hand. Und er, immer sehr ernst, richtete ihr Haar und flüsterte ihr immer etwas ins Ohr, woraufhin sie in meine Richtung blickte und lachte.

Ich hielt es nicht mehr aus und fragte: „Was sagt denn dein Bruder?“

„Er meint, du siehst aus wie eine schwarze Heuschrecke!“, war die Antwort Arsinoes.

Die Bemerkung kränkte mich. Ich wusste nicht, wie ich aussah – meine Mutter erlaubte mir nicht, mich in einem Spiegel zu betrachten –, hatte aber einmal zufällig einer Sklavin zugehört, wie sie meiner Amme Folgendes sagte: „Mach dir keine Sorgen, dass sie so dunkel und mager ist. Sie wird bestimmt hübsch, wenn sie groß ist.“

„Hoffentlich, die Götter sollen ihr helfen, obwohl ich da so meine Zweifel habe. Ich fürchte, dass der Herr ihr eine große Aussteuer mitgeben muss. Hast du gesehen, wie schwarz ihre Augen sind? Schwarz wie die Nacht und groß wie die einer Eule! Du hättest meine Herrin sehen sollen, wie hübsch die war, als sie so klein war! Weiß wie Milch – nie hatte sie die Sonne gesehen –, blondes gelocktes Haar, blaue Augen wie der Himmel... wie Aphrodite! Die aber sieht dem Herrn ähnlich, als hätte Hekate sie geboren!“

Vagia, meine Amme, war zuvor schon die Amme meiner Mutter gewesen – sie hatte sie mitgebracht, als sie meinen Vater heiratete. Die Wahrheit war, dass meine Mutter Temarchia so etwas wie eine Schönheit war. Das sagten alle. Mein Vater vergötterte sie. Obwohl ich noch sehr klein war, fühlte ich die Bewunderung und die Liebe, die er ihr entgegenbrachte. Alle im Haus fühlten es, sie war die Göttin unseres Hauses. Sie wiederum benahm sich auch wie eine Göttin, kühl und distanziert. Ich glaube nicht, dass sie jemanden wirklich liebte, außer sich selbst und vielleicht noch meinen Bruder Theon. Er war ihr ähnlich. Er war ebenso blond und blauäugig wie sie, und genauso kühl. Ich erinnere mich nicht, dass sie mich jemals in den Arm genommen und geküsst hätte, wie es andere Mütter mit ihren Kindern taten. Sie schickte mich immer fort, zu meiner Amme. Sie war nie mit meiner Erscheinung zufrieden. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, muss ich in ihr große Enttäuschung hervorgerufen haben. Sie, die schöne Temarchia, blond wie Aphrodite, hatte ein solch dunkles und dürres Ding geboren, nur Beine und Arme, ohne jede Lieblichkeit! Was würde geschehen, wenn es Zeit würde, mich zu verheiraten?

Durch den Liebesentzug der Mutter war es nur natürlich, mich dem Vater anzuschließen. Ich liebte es, auf ihn zuzulaufen, wenn er in die Frauengemächer kam, warf mich in seine Arme oder umarmte seine Beine.

Er nahm mich dann hoch, warf mich in die Luft und sagte lachend: „Jetzt will ich mal sehen, wie sehr mein Mädchen seit heute Morgen gewachsen ist!“

Dann aber, wenn meine Mutter kam, stellte er mich wieder auf den Boden. Auch er vergaß mich.

Ich hatte das Gefühl, es läge Jahrhunderte zurück, dass ich noch mit ihnen zusammenwohnte. Vor sechs Jahren, als ich zehn wurde, brachten sie mich in den Tempel. Seitdem war ich im Heiligtum, seitdem diente ich der Göttin Artemis. Wir kümmern uns um den Tempel und die heiligen Reliquien. Nur wir durften das Bildnis der Göttin waschen und schmücken. Die wichtigste Arbeit aber war, die Riten, die die Göttin anordnete, auszuführen. Wir mussten den Frauen beistehen, die bei der Göttin Zuflucht suchten, entweder um leichter zu gebären oder um überhaupt ein Kind zu bekommen. Nur wir konnten diese mystischen Handlungen durchführen, um diesen Frauen zu helfen. Frauen, andere Frauen! Nur wir, die Jungfrauen, die der Göttin geweiht waren.

Ich habe mich immer gefragt, warum die Göttin, ebenfalls eine Jungfrau, die Beschützerin und Helferin der Gebärenden war. Die Hohepriesterin aber hatte uns bei der Weihung erklärt, dass dies so sei, weil die Göttin, sofort nach ihrer Geburt, ihrer Mutter Leto half, ihren Zwillingsbruder Apollo auf die Welt zu bringen. Unsere Göttin ist das erste Kind der Zwillinge des Zeus, die Leto auf die Welt brachte. Also hilft sie allen Frauen bei der Geburt. Man erzählte sich sogar, dass sie seiner Mutter Olympia, bei der sehr schweren Geburt ihres Sohnes Alexander des Makedoniers half. Dabei ließ sie sogar ihren Tempel in Ephesos unbewacht. So fiel er dem Brandstifter Herostratos zum Opfer. Deshalb hatte ich auch Angst, als ich die Schreie der Christen vor dem Tempel hörte. Ich wusste nicht, wo die Göttin sich gerade befand, und ob sie rechtzeitig kommen und uns helfen konnte.

Das aber war nicht das Einzige, was mir Angst machte. Ich schämte mich es zuzugeben, aber ich fürchtete den Gott der Christen. Sie sagten, er wäre streng und auch sehr mächtig. Konnte er aber unsere Götter vertreiben? Konnte er Artemis auslöschen? Und wer würde uns dann beschützen? Diesmal hatte uns die Göttin Aristophron und seine Soldaten geschickt. Das hatte uns im letzten Moment gerettet. Das nächste Mal aber? Ich hatte die schaurigsten Geschichten gehört, was der Pöbel in der Lage war, zu tun. In Antiochien hatten sie drei Priesterinnen geschändet, hatten den Tempel zerstört und die Statuen zerschmettert. Ich konnte die Gräueltaten, die die Christen im Namen ihres Gottes begingen, gar nicht aufzählen!

Die Christen waren diejenigen, die die Macht im Reich innehatten. Seitdem Konstantin die Hauptstadt ins neue Rom verlegt hatte, seitdem er Christ geworden war, und seine Söhne mit ihm, hatten sie Aufwind

bekommen und bekämpften uns Ethniker mit grenzenlosem Hass. Sie behaupteten, auch sie wären gequält worden, viele von ihnen wären wie ihr Gott am Kreuz oder bei den wilden Tieren umgekommen, weil der Kaiser ihnen gegenüber barbarisch war.

Ich persönlich glaubte diese Geschichten nicht. Die Christen verbreiteten sie, um ihre Gräueltaten zu rechtfertigen. Wenn ein paar Christen durch Kreuzigung bestraft worden waren, oder sie den Bestien zum Fraß vorgeworfen wurden, dann würden sie schon schuldig gewesen sein. Wir alle wussten, wie streng, aber gerecht Rom im Umgang mit dem Gesetz war. Es konnte nicht sein, dass die Ruchlosen unbestraft blieben, die, die es wagten, die alten Götter zu ehren, oder die, die es wagten, den Kaiser zu beleidigen. Leider waren es aber heute die Christen, die im neuen Rom regieren. Der letzte Kaiser, der unseren Glauben hatte, den alten, Julian Apostatas, war tot. Vielleicht war er sogar ermordet worden, wie man sich hinter vorgehaltener Hand erzählte. Die Christen triumphierten ein weiteres Mal. „Der Nazoräer hat gesiegt“, jubelten sie. Auf dem Thron saßen nun, in beiden Teilen des Reiches, im östlichen als auch im westlichen, die Söhne des gottlosen Theodosius, des Kaisers, der so viele Tempel schließen und tausende von Menschen im Stadion von Thessalonike umbringen ließ. Eine Tat, die sogar ihre eigenen Priester erschauern ließ. Jetzt hatten sie die Macht und auch die Kraft, ihren Glauben durchzusetzen. Zu uns kamen immer weniger Menschen, um der Göttin Opfergaben zu erbringen oder um ihren Beistand anzurufen. Sogar die Herrscher hatten sich zum Christentum bekannt. Meine Familie und die von Aristophron waren, soweit ich wusste, dem alten Glauben treu geblieben. Wie konnte es auch anders sein? Unsere Familie hatte eine Reihe von Priesterinnen hervorgebracht. Aristomenes selbst, unser Vorfahr, hatte das Depositum mit den Geheimnissen der großen Göttinnen dort begraben, wo heute Messene ist. Später hatte er es Epameinondas enthüllt, um ihm den Platz aufzuzeigen, wo unsere Stadt erbaut werden sollte. Wie also hätten wir, seine Nachfahren, fremde Götter verehren können, wir, die wir die Aufgabe hatten, die Riten unserer Vorfahren fortzuführen?

Aber ganz gleich was ich erzähle, die Angst blieb. Sie war dunkel und stark. Wenn ich ihre Glocken läuten hörte und sie in ihre Tempel gingen, dann fürchtete ich mich noch mehr. Lebten wir am Ende eines Zeitalters? Würden wir den Niedergang unserer Götter erleben?